Aus der Welt der Frau.

Die neuen Herbstkleider.

Der Triumph des weiten Rockes. — Die Stulpenstiefel. — Die polnische Mode. — Die Vorboten des Ballonärmels. — Buchenrot die neue Farbe.

Während noch im Frühjahr der Kriegsmoderuf „Los von Paris" den Anbeterinnen der Modegöttin entgegenschallte, tritt die deutsche Herbstmode jetzt schon selbstsicher in der eigenen Spur einher. Große Ueberraschungen hat man allerdings nicht erlebt, und da sich die Modelaunen den amtlichen Warnungen erfahrungsgemäß nicht beeinflussen lassen, so haben wir auch in der Mode der kühleren und kalten Jahreszeit den weiten Rock. Diese Mode kann ja auf besonders sturkische Ahnenreihe zurückblicken, sodaß es an Anregungen für die Abarten des weiten Rockes nicht fehlen konnte. Besonders groß ist die Anleihe, die man beim Reifrock gemacht hat, wenn man auch vorläufig noch vor dem den Rock stützenden Stahlgerüst zurückschreckt. Weitrockartig wirken vor allem die Röcke, die ganz und gar aus sechs bis acht mehr oder weniger breiten Falbeln zusammengesetzt sind, und die durch ihre Kürze auffallen. Die gegenwärtige Rockmode gefällt sich dabei in einer gewissen Unregelmäßigkeit, die von Schönheit recht weit entfernt ist. So sind z. B. die Vorder- und Hinterbahnen länger als die Seitenbahnen. Um den grotesken Eindruck zu verstärken, den die völlig windschiefen und verzogenen Röcke hervorrufen, umsäumt man den Rock des öfteren mit einer ausgezackten Spitze, die dem Kleid eher das Aussehen eines Pierrettekostüms als das eines Straßenanzuges verleiht. Kindlich reizvoller ist es dagegen, den kurzen Rock, der an sich einer gewissen Schönheit in der wippenden Bewegung des unteren Randes nicht entbehrt, mit Velourresten und Pelzbesatz zu beschweren. Auch der Schmuck aus Blenden ist weit vorteilhafter als der trittierende, gezackte, glyptische Saum. Die neuen Jackenkleider haben, ebenso wie die Straßenkostüme der vergangenen Mode, den Taschenrock. Die Größe der Taschen ist indes verschieden. Ein Taschenschlitz aber ist das Mindeste an Verzierung, was der Rock aufweisen muß. Andere Röcke wiederum haben so tiefe Taschen, daß sie beinahe in der Lage wären, für die immer noch — beliebten Handtaschen Ersatz zu bieten, die sich jetzt besonders vornehmer, zurhiger Linien beflissigen.

Der kurze Rock hat natürlich hohes Schuhzeug zur notwendigen Voraussetzung. Wie bei den Jackenkleidern, die sich nur zu sehr an den Schnitt der Polenjacken anlehnen, bevorzugt man auch bei der Fußbekleidung den aus Polen stammenden hohen Stulpenstiefel. Politisch ist also der Moderuf und überall flößt man auf die mehr oder weniger abgewandelten Polenjacken. Aber man darf sich nicht verhehlen, daß in dem Anschluß an die politische Mode eine Gefahr liegt, der man nur schwer aus dem Wege wird gehen können, die Gefahr nämlich, daß sich die Trägerin einer solchen Polenjacke leicht als Operettenfigur darbietet, die einer Probe zum „Bettelstudent" oder zum „Zigeunerblut" entlaufen ist. Recht wenig kleidsam sind auch die kleinen Polenmützchen, die zu diesen Kostümen getragen werden, um die Maskerade zu vervollständigen. d. h. den Anzug „stilecht" zu machen. Vorteilhafter als die ausgesprochenen Polenjacken mit ihren Verschnürungen sind die halbweiten, geraden, geguirteten Jacken, die bei ihrem glockigen, abstehenden Charakter häufig eine recht kleidsame Pelzumsäumung aufzuweisen haben. Es scheint so, als ob sich neben diesen Jackenkleidern die neuen Mantelkleider wieder einbürgern wollten, die an das Prinzeßkleid einer vergangenen Mode erinnern. Jugendlicher indes sind die hochgeschlossenen Schoßjacken, deren üppiger Glockenschoß ebenfalls des öfteren pelzumrandet ist.

Die Aermel der neuen Mode erinnern an die Kleider aus dem Ende der fünfziger, sechziger, und auch achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Ueberall sind Ansätze zu dem weiten Aermel, wenn auch vorläufig die Auswüchse des Ballonärmels noch in der Ferne schweben. Jedenfalls aber suchen Puffen- und Keulenformen dem glatten Aermel den Garaus zu machen. Mit einigen Bedauern nimmt man auch wahr, daß es mit der halsfreien Mode zuende geht. Hohe Kragen halten den Hals ängstlich verschlossen; dafür aber sorgen Halskrausen der verschiedensten Variationen, daß sich der Kopf wie aus einem gemal gefaßten und stippig gezackten Blütenkelch heraushebt.

Als Farben werden selbstverständlich, den Zeitverhältnissen entsprechend, dunkle Töne bevorzugt, und man kann getrost sagen, daß die neue Farbengebung das Schönste an der herbstlichen Mode ist. Besonders ein dunkles Lila in allen Schattierungen, sowie rote Farbtöne, deren einem man den echtdeutschen Namen Buchenrot gegeben hat, sind vorherrschend. Auch dem Braun begegnet man in allen Spielarten, ebenso sind Grau und Blau neben dem leider alles beherrschenden Schwarz nicht verschwunden. Als ausgesprochener Herbststoff muß rostlisafarbener Popeline bezeichnet werden, neben dem geripptie Seide, Samt und Velvet, sowie nuchernde Stoffe verarbeitet werden.

Die „Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit"

und die „Soziale Frauenschule" unterhalten gemeinsam eine Stellenvermittlung für sozial geschulte Kräfte, die sich durch die Soziale Frauenschule, andere Frauenschulen oder Ausbildungsanstalten und praktische berufliche Tätigkeit auf sozialem Gebiet gute Kenntnisse erworben haben. Es werden daher Behörden, Anstalten, und Vereine gebeten, zur Besetzung frei werdender oder neu zu schaffender Posten die obengenannte unentgeltliche Stellenvermittlung (Geschäftsstelle Berlin W. 30, Barbarossastr. 65) in Anspruch zu nehmen.

Ein Sachsen-Weimarisches Ehrenzeichen für Frauendienste.

Der Großherzog von Sachsen-Weimar hat anläßlich der hundertjährigen Wiederkehr des Gründungstages des patriotischen Institutes der Frauenvereine im Großherzogtum Sachsen ein Ehrenzeichen für Frauendienste im Kriege gestiftet.

Die Tochter des Generals Litzmann.

Es wird vielleicht interessieren, zu erfahren, daß die Tochter des Eroberers der Festung Kowno, des Generals Litzmann, eine evangelische Pfarrersfrau in Oesterreich ist. Sie ist die Gattin des evangelischen Vikars Claupen in Judenburg in Steiermark, der zu Beginn des Krieges zur deutschen Armee eingerückt ist, und sich bereits das Eiserne Kreuz erworben hat. Nach der Einberufung ihres Gatten legte die Generalstochter, die evangelische Theologie studiert hat, und den Grad eines Lizentiaten besitzt, vor der Wiener Superintendantur die Prüfung als Religionslehrerin ab und erteilt seitdem den evangelischen Religionsunterricht in dem weiten Gebiet der evangelischen Gemeinde Judenburg.

Die Ehefeindschaft der französischen Junggesellen.

Der Kampf gegen die tiefeingewurzelte Ehefeindschaft der französischen Männer hat angesichts des bedenklichen, sich immer verschärfenden Rückgangs der Geburten in Frankreich in neuerer Zeit besonders scharfe Formen angenommen. Aber dieser Kampf ist so alt wie die Abneigung der französischen Junggesellen gegen die Ehe. Schon im 18. Jahrhundert waren die ehefeindlichen jungen Leute in Frankreich ein gewaltiges Aergernis und insbesondere waren sie das Ziel für die heftigen Angriffe der Philosophen, die sich nicht scheuten, um dem Rückgang der Ehen zu steuern, Ehen auf Zeit vorzuschlagen, die nach fünf Jahren auf Wunsch wieder gelöst werden könnten. Von anderer Seite wieder wurde geraten, die Mitgift zu beseitigen, wobei die Erwägung maßgebend war, daß erfahrungsgemäß die Ehefschließungen in jenen Ländern am zahlreichsten seien, in denen man die Mitgift überhaupt nicht kenne oder sie in jedem Falle in engen Grenzen halte.

Unglaublich schärfer wurde der Kampf gegen die Hagestolze während der Revolution geführt. Die Gesetzgeber der Republik betrachteten die Ehelosigkeit nicht nur als einen Unfug, sondern sie zählten sie sogar zu den Kapitalverbrechen, und man dachte allen Ernstes daran, dieses „Verbrechen" mit einer entehrenden Strafsteuer zu belegen, die vielmal den Betrag der gewöhnlichen Steuer übertragen sollte. Ja, man bedrohte die Hagestolzen sogar mit dem Ausschluß von allen öffentlichen Aemtern. Ein besonders eifriger Feind der unbeweibten Männlichkeit schlug im Konvent gar vor, die unverheiratetsten Hagestolze durch eine besondere, entehrende Tracht zu kennzeichnen. Selbstverständlich richteten sich alle diese Angriffe ausschließlich gegen die Männerwelt; denn an die Schuld der Frauen glaubte kein Mensch. Es wurde im Gegenteil im Konvent ausdrücklich betont, daß es wohl auf der ganzen Welt kein Mädchen gäbe, das sich weigerte, zu heiraten. Ein Sonderantrag eines Arztes namens Robert wandte sich insbesondere gegen die Ehelosigkeit im Heere, und er führte im Jahre 1792 vor, alle Angehörigen des Heeres zwangsweise zu verheiraten, was nebenbei, wie er meinte, nur dazu beitragen könne, die Rasse zu verbessern.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 38:

A
A u
L a u
L u n a
L a u n e
U l a n e n

Richtige Lösungen gingen ein 87. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 87. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Otto Daußen, Fritz Klauß, Martha Koch, C. Weibeck, Frau Martha Finzer, Johann König, A. Schellenberg, Elfe Schäfer, Georg Bittner, F. Kohlmann, Artur Hartmann, Hans Flemming, Werner Taal, Walter Engels, W. Guillaud, Hermann Schmidt, Gustav Grunicke, Frau E. Rickenkirch, Doktor Heicmann, Heinrich Stück, Werner Stück, Artur Müller, Georg Haber, Werner Kirsten, Fr. Troebe, Karl Hebestreit, Rudolf Kölsch, Frau Hagemann, Georg Ebert, Gerrud Kad, Rudolf Schwerschmeidere, B. Bernstein, Johannes Schunke, Marie Böttcher, Emil Joseph, Hans Stüwe, Alexander Rubel, O. Bieseckes, Willy Hartmann, Oskar Hanke, Georg Reagestein, Hans Hertz, Frau Anna Rudolph, Luise Pieper, Frau Marianne Albrecht, M. Hentsch, Charlotte Zimmer, A. Bock, F. Hildebrandt, Fritz Buschmann, Fritz Geißler, Fritz Diez, Fr. Golbe, Willy Schröter, Hermann Ulrich, Gustav Reinicke, Willy Trentsch, Frau E. Saalfeld, Siegfried Walter, Marie Louise Mattern, Kurt Linke, Arthur Hoyer, Fritz v. Jacobs, Heinz Lang, M. Stübler, Marie Aler, Pauline Stübler, Hans Wilhelm, Elise Neubold, Walter Mittag, Else Lüders, Frau Berta Rudolph, Ingeborg Reichelt;

von auswärts: Frau Grete Hanke, Lähn, Friedrich Franze, Landsberg, Karl Beilecke, Bernau, Oskar Dietrich, Wermsdorf, Fritz Boschke, Merseburg, Gertrud Adlung, Weimar, G. Kittler, Merseburg, Kurt Nette, Eisleben, H. Froelich, Diemitz, Frau Anna Martini, Börbig, F. Hergesselle, Börbig, B. Schuch, Börbig, Eugen Trappiel, Köthschen, Fr. Strobel, Frankenhausen, Otto Kohlmann, Sandersdorf.

Die Prämie: „Fahrendes Volk" von Berend Canter, geb.,

entfiel auf H. Froelich, Diemitz.

Annagramm.

Tiber, Serie, Silen, Tanger, Leda, Rinde, Streich, Reise, Abel, Tonne, Leim, Eros, Rade, Palme.

Von jedem Wort ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes bekanntes Hauptwort zu bilden wie Erbin — Birne. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter müssen im Zusammenhang eine hohe militärische Würde bezeichnen.

Prämie:

Das Buch der neuesten Erfindungen, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; A Ass; Dame; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spielers)

V., der Vorhandspieler, macht nicht gern Ramsch; als man die beiden anderen fragleich fragte, war er auf folgende Karte, trotzdem sie dazu verlockt, nicht ramschen, sondern denkt: es liegen sicher 2 Jungen.

b10, K; cA, 9, 8, 7; dA, 9, 8, 7.

Deutsch.

Französisch.

Vieaue-Zehn, Vicoue-König, Coeur-As, Coeur-Neun, Coeur-Acht, Coeur-Sieben, Carr.-As, Carr.-Neun, Carr.-Acht, Carr.-Sieben.

Er wendet aber keinen Jungen, sondern a7, alle Fehlfarbe, und will schon wütend „schmeißen", besinnt sich aber, nimmt das andere Blatt auf, drückt vorsichtig und gewinnt sein Spiel ohne 10 Spitzen (Matadore). Jeder der Gegner hatte alle 4 Farben, doch sah keine Zehn blank. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 37.

Kartenverteilung:

V. a8, 7; b10, K, D, 9; cA, 10, K, D.
M. a, b, c, d8, a10, K, D; bA; d8, 7.
H. aA, 9; c9, 8, 7; dA, 10, K, D, 9.
Skat: b8, 7.

Spiel:

1. V. bD, bA, aA (— 25). — 2. H. dA, b10, d7 (— 21). 3. H. d10, cA, d8 (— 21). Damit haben die Gegner 67. Wenn V. im 1. Stich b9 anspielt, kommen die Gegner immer noch auf 64.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a.S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 39 — **Halle a. S., Sonntag, den 26. September** — **1915**

Mein Herz den Frauen, mein Leben dem König,
Gott meine Seele, die Ehre für mich.
(Königliches Schloß in Berlin.)

Die vier Eidgenossen.

Von Hans Laßbiegler.

Potor Gradnikoff verstand es ausgezeichnet mit dem Feldwebel Stowilagenko. Er war bereits in seinem zweiten Dienstjahr Kompagnieschreiber. Ein unerhörter Fall in der Geschichte des Regiments. In Potor Gradnikoff mußte etwas Besonderes stecken. Sein Gesuche verriet es schon. Die kleinen Schlängen standen eng beieinander. Wie man sagt, kein Merkmal besonderer Schlauheit. Aber Potor Gradnikoff hatte sehr verschmitzte Lippen. Der gezwirbelte Schnurrbar gab ihm dazu etwas Spitzbübisches. In seiner Amtseigenschaft als Kompagnieschreiber war Potor Gradnikoff ein Künstler und Menschenfreund. Ein Künstler auf Verzierungen, ein Menschenfreund ohne es zu wollen. Die Buchstaben seiner Berichte und Gesuche malte er auf den verschossenen, an den Ecken umgebogenen Aktenbogen mit Schwung, dazu mit Genauigkeit und Bedächtigkeit. Die beiden letztgenannten Eigenschaften wußte der Feldwebel Stowilagenko besonders zu schätzen. Sie liefen ihm Zeit für seine Gefängnis- und Karnichenzucht; er war ein Liebhaber erlesener Arten. Darum hatte er den Leuten und Unteroffizieren seiner Kompagnie, wenn sie sich bei ihm ungedulbig nach dem Erfolg ihrer Eingaben erkundigten, ebenso gut sagen können: „Ihr müßt warten, bis Potor Gradnikoff zaweil ist." wie: „Ich muß nach meinen Karnichen sehen," oder: „Ich muß mich um meine Hühner kümmern." Um bei den Schreibarbeiten selbst zu helfen, dazu war der Herr Feldwebel Stowilagenko des Schreibens und Lesens nicht kundig. Im Krieg aber war ihm Potor Gradnikoff geradezu unersetzlich. Denn der verstand sich wie keiner darauf, selbst da, wo russische Truppen Land und Leute ausgefressen hatten, einen Hahn, einen Hahn oder ein Kaninchen aufzutun und diese lecker zuzubereiten. Dabei war er von Beruf — nun, das ist eine besondere Geschichte, der wir noch auf den Busch klopfen werden. In Potor Gradnikoff steckte eben etwas besonderes.

Die Kompagnie, in der er stand, gehörte zu den Armeen, die den Befreiungskrieg in Galizien führten. Seit gerade zwei Tagen lag das Regiment in einer vorgeschobenen, sehr gefährdeten Stellung. Potor Gradnikoff hätte es besser gesehen, wenn man das mit großer Mühe besetzte Dorf ganz aufgegeben und sich hinter die in seinem Rücken gelegenen Höhen zurückgezogen hätte, zumal die österreichischen Haubitzen mit beunruhigender Sicherheit schossen. Und wenn Potor Gradnikoff dieser Ansicht war, so kam das nicht allein daher, daß der Feldwebel Stowilagenko sich für ihre Richtigkeit ihm gegenüber ins Zeug gelegt hatte.

In einem kleinen Haus am östlichen Ausgang des Dorfes hatte der Feldwebel mit seinem Stab, mit Potor Gradnikoff, Unterschlupf gefunden. Eben war dieser damit beschäftigt, in der Küche ein Huhn, das er im Schweinestall aufgestöbert hatte, in einem leidlich gereinigten Kohleneimer mit einigen erfrorenen Stecklüben unter Zusatz von Nelkenpfeffer und etwas Zimt abzubrühen, als er sich von seinem Feldwebel, der gestiefelt und gespornt quer auf den beiden Betten der vertriebenen Hausbewohner in der kleinen Schlafstube lag, gerufen hörte.

„Potor Gradnikoff, du hast vorgestern einen Brief bekommen. Ich habe niemand gefunden, der ihn mir vorlesen konnte, die Schweine! Lies du ihn mir vor, Schnuchen!"

Potor Gradnikoff nahm den Brief. Seine kleinen Augen glänzten. Das heißt, eigentlich glänzte wohl nur seine Seele; denn die Augen waren ganz hinuntergeschlupft unter die zusammengekniffenen Lider, die ihrerseits von einem Kranz von Falten umgeben waren. Dort aber hielten wehmütige Züge Einkehr in sein Gesicht, und seine Augen glänzten nun wirklich.

„Nun, was steht in dem Briefe? Lies, du Hundesohn!"

„Das ist ein sehr trauriger Brief", sagte Potor Gradnikoff und weinte dabei, so gut ein Mann weinen kann, zumal, wenn er keinen Grund dazu hat. „Das ist eine sehr traurige Geschichte! Ich habe es erwartet! Ich habe es bestimmt erwartet! Nun bin ich allein. Jetzt ist auch Iwan gefallen. Der arme Iwan! Er war der zweitjüngste und wäre jetzt schon ein halbes Jahr in der Reserve. Die österreichischen Schweine! Samsir, sein Freund und Nebenmann im Glück, schreibt mir.

Gedenktage der Woche.

26. Sept. 1873 † Der Lustspieldichter Roderich Benedix in Leipzig (* 1811).
27. Sept. 1719 * Der Mathematiker und Dichter Abraham Gotthelf Kästner in Leipzig († 1800).
1856 * Der Afrikareisende und Kolonialpolitiker Karl Peters in Neuhaus a. d. E.
28. Sept. 1840 * Der Dichter Rudolf Baumbach in Kranichfeld († 1905).
1864 * Der Maler Artur Kampf in Aachen.
1870 Die Festung Straßburg kapituliert.
1883 Enthüllung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald.
29. Sept. 1903 † Der Meteorolog Rudolf Falb in Schöneberg b. Berlin (* 1838).
1911 Italien erklärt der Türkei den Krieg.
30. Sept. 1823 * Der Dichter Rudolf v. Gottschall in Breslau († 1909).
1857 * Der Dichter Hermann Sudermann zu Matzicken i. Ostpr.
1870 Einzug des General v. Werder in das 1681 von Ludwig XIV. am selben Tage geraubte Straßburg.
1. Okt. 1827 † Der Dichter Wilhelm Müller in Dessau († 1794).
1859 * Der Zoolog Karl Chun in Höchst († 1914).
1879 Eröffnung des Reichsgerichts in Leipzig.
2. Okt. 1816 * Der Volksschriftsteller Ferdinand Schmidt in Frankfurt a. O. († 1890).
1839 * Der Maler Hans Thoma zu Bernau im Schwarzwald.

Er hofft, daß ich noch lebe, der gute Samsir. Aber nun will ich auch den Heldentod suchen!"

„Potor Gradnikoff, du bist ein Ochsenschädel! Laß andere Leute den Heldentod suchen, Söhnchen, die kein Amt haben wie du! — Ist das alles, was in dem Brief steht?"

„Ja, Herr Feldwebel!"

„Wenn du mich belogen hast, du Hundesohn, dann schlage ich dir die Augen aus dem Kopf!"

„Bei der heiligen Jungfrau!"

Damit war der Feldwebel Stowilagenko zufrieden. Er spuckte in die Stube, zum Zeichen, daß er genug hatte und daß Potor Gradnikoff gehen konnte.

Potor Gradnikoff trat wieder vor seinen Eimer, in dem die Stecklüben und das Huhn herumstolperten wie Ameisen um einen großen Fliegenkadaver, den sie nicht fortschleppen können. Noch einmal las er den Brief. Seine Aeuglein schlüpften wieder unter die Lider, aber sein Gesicht legte sich nicht mehr in wehmütige Züge, vielmehr ward es eine einzige grinsende Falte. Dann steckte er den Brief in die Brusttasche, knöpfte den Rock sorgfältig zu und rührte, ohne zu verschnaufen, heftig mit seinem Seitengewehr in der brutzelnden Hühnerbrühe herum.

„Wollte Gott, die Oesterreicher kämen!" brummte er dabei fortwährend vor sich hin. Jeder, der das gesehen und gehört hätte, hätte es unzweifelhaft als ungestümen Heldenmut ausgelegt.

Als er genug gerührt hatte, setzte er sich auf einen Stuhl. Nun wäre es an der Zeit gewesen, daß er dem Herrn Feldwebel Stowilagenko die fertige Suppe in dem Eimer hätte darbieten müssen. Da setzte das Schicksal zu dem Strich an, der die Brühe und dem Herrn Feldwebel die Rechnung verdarb. Ein unbeschreiblich heftiges Gewehrfeuer, das wie das Rassein eines Webers klang, prasselte mit einem Male in die Straßen des Dorfes, aus das armselige Häuschen, riß aus den Außenmauern Staub und Steinbrocken, schlüpfte dumpf gurgelnd in die Riedbach, klirrte durch die splitternden Fensterscheiben, klatschte querschlagend auf die getünchten Zimmerwände und spritzte knallend auf dem Holzboden umher. Potor Gradnikoff witterte, worauf das hinaus sollte. Wie eine erschreckte Katze sprang er in die Zimmerecke an der Fensterwand, rollte sich zu einem einzigen Häuflein zusammen. Hier war er am sichersten vor den österreichischen Springflöhen. So hatte er gute Weile.

Da fing es auf einmal im Nebenzimmer an, zu ächzen und zu knirschen wie von einander sich reibenden Bettplanken, dumpfe Stiefelhiebe dröhnten auf dem Estrich, wie wenn ein Schlaftrunkener aus dem Himmel der Träume mit den Füßen auf den Boden der Wirklichkeit fällt, brunstige Laute knurrten zu ihm herüber. Dann quälten sich überstürzende Worte heiser und trocken durch die geschlossene Zimmertür:

„Potor, du Hundesohn, die österreichischen Schurken kommen! Pack dich her zu mir, jetzt können wir noch fort! Vergiß das Huhn nicht und beeile dich!"

Potor Gradnikoff duckte sich fester in die Zimmerecke. Was ging ihn der Feldwebel Stowilagenko an. Er hatte ihm gesagt, er wolle nun auch den Heldentod suchen. Mochte der denken und tun, was er wollte. Dann hörte er, wie er aus dem Hause polterte und wie seine heiser alarmbrüllende Stimme von der Luft und von der Entfernung verschluckt wurde.

Nun wurde es still. Das Gewehrfeuer hörte auf. Potor Gradnikoff wußte, was es galt: Leben oder Tod. Er rührte sich nicht. Sein Herz tuckerte wie ein Telegraphenapparat. Das Verhängnis mußte kommen. Und das Verhängnis kam. Kam gröhlend und trampelnd vor die Tür des Hauses, stapfte durch das weiland Schlafzimmer des fürsorglichen Feldwebels Stowilagenko und polterte. Gewehrspitze vor sich herstoßend, in das Zimmer. Da wickelten sich aus dem zusammengeschmiegten Häuflein in der Ecke der Zimmerwand zwei lange Arme heraus, zwei schmutzige Handteller mit ausgespreizten Fingern klatterten hin und her wie zwei Papierdrachen im Winde. Gespensterhafte Arme eines Ermordeten, die aus dem Grabe den Mördergeistern winken. Aber Potor Gradnikoff war noch nicht tot, er atmete auf: die Gewehrspitze senkten sich bei Fuß und stalen in dem dicken Brodem der verdunstenden Hühnerbrühe und in dem qualmigen Stunk des verschwelenden Holzfeuers. Potor Gradnikoffs Mundwinkel grinsten von einem Ohr zum andern: seine stumme Sprache war verstanden worden. Als er, von vielen Muskelhebern emporgerissen, auf den breiten Füßen stand, mußte er sich die bibelnden Kniekehlen reiben, sonst wäre er zusammengesunken. Dann packte ihn einer unter den Arm, schob ihn vor sich hin, hinaus aus dem Haus, hinters Dorf, über Felder, bis er von einem Offizier stand.

„Was bist du? In welchem Regiment stehst du? Wie heißt der Führer deines Regiments?"

Ei, das traf sich gut! Ein österreichischer Offizier, der russisch sprach. Potor Gradnikoff gab Rede und Antwort, wie es sich einem Gemeinen einem Offizier gegenüber gebührt. Als er zu Ende berichtet, küßte er dem fremden Offizier die Hand. Der wischte sich die Hand an der Hose und sprach:

„Warum hast du dich ergeben und dich nicht gewehrt, wie es sich für einen Soldaten gehört?"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19150926019/fragment/page=0001

„Das ging nicht mehr, Herr Offizier", antwortete Potor Gradnikoff, „nachdem Alekseieff, Sergejeff und Iwan sich ergeben hatten. Ich war nun als der Letzte an der Reihe. Wären sie gefallen, hätte ich den Heldentod sterben müssen. Aber wir sind vier Brüder und hatten es uns geschworen, uns wiederzusehen."

„Und das warum?"

„Sehen Sie, Herr Offizier, wäre nur einer von uns gefallen, so wären die anderen nach dem Kriege ins Unglück gekommen. Wir haben zusammen in Odessa ein Geschäft, das uns und eine alte Tante ernähren muß."

„Und was für ein Geschäft ist das?"

„Es ist eine wahre Hundearbeit und man muß die Hände dabei rühren. Jeder von uns hat sein schweres Teil davon zu tragen. Unsere Tante verkauft auf der Puschkinskaja in Odessa silberne Hülsen für Streichholzschachteln, das Stück zu fünfzig Kopeken, auf die ich mit dem Stichel das Wort „Vergißmeinnicht" gegraben habe. Alekseieff hat ihnen die schmucke Form gegeben und sie poliert, bis sie echt geworden sind. Sergejeff hat sie in einer Maschine gegossen. Und die alten Blechdosen und die weggeworfenen Metallreste, die Iwan schmilzt, habe ich in den Kehrichthaufen und in den Straßen mit vieler Mühe gesammelt."

„Und das Geschäft ernährt euch alle?"

„Nun, Herr Offizier, man muß sich manchmal bücken nach der Decke strecken."

„Wäre nun einer von euch vier Brüdern wirklich gefallen, hätte da kein Fremder für ihn in den Handel eindringen können?"

„Nein, Herr Offizier, es sind da noch andere Sächelchen dabei. Es gibt Zeiten, wo das Geschäft sehr schlecht geht. Da muß man sich zu helfen wissen. Eine Maschine, in der silberne Streichholzschachtelhülsen zu fünfzig Kopeken das Stück gegossen werden, ist wohl auch gut für Silberstücke zu fünfundzwanzig und fünfzig Kopeken das Stück. Dabei kann man sich ganz auf sie verlassen. Man weiß aber nie, ob man in einem Fremden einen ehrlichen Menschen vor sich hält."

„Nun begreife ich allerdings", sagte der Offizier, „daß keiner von euch vier Brüdern fallen durfte."

„Ich billige es ja doch. Verstehe mich nicht falsch. Es war sogar die höchste Zeit, daß du dich mit einem energischen Ruck aus ihren Netzen befreitest. Nur . . . Du solltest jetzt mal mit der Vergangenheit Schluß machen. Ich sehe die letzte Szene noch vor mir. Du verlangtest von ihr, daß sie, weil dein kleiner Bruder gestorben war, ihre Tennispartie — dies Glanzturnier — einfach aufgeben sollte."

„Habe ich das etwa mit dürren Worten gesagt?"

„Es ist nicht immer das Eindruckvollste, was aus unserem Munde geht. Das weißt du so gut wie ich. Gesprochen hast du freilich doch einen Satz, der sich wie ein Pfeil in das Herz der Oberleutnant Winterstein hörte aber sein Nahen gar nicht.

Der saß und hielt das Haupt tief auf etwas herabgepreßt, stützte sich nicht, sondern war wohl ganz weit, weit weg mit seinen Gedanken.

Nur ein Zettelchen lag, von dem Lustzug, den die geöffnete Tür soeben verursacht hatte, von seinem Platz gejagt, hinter ihm. Das hob der Hauptmann neugierig auf und entfernte sich schweigsam damit.

Er wurde nicht recht klug daraus.

Es stand wenig genug drauf. Nur die Handschrift kam ihm seltsam bekannt vor. Sie war steif und markig und er mußte sie daheim in friedlichen Tagen schon irgendwo und wann gesehen haben, konnte sich aber, beim besten Willen, auf nichts Bestimmtes mehr besinnen. Da las er die kurzen Zeilen noch einmal. Sie lauteten:

Beendet hab' ich längst mein Spiel.
Der Ernst der Arbeit ist mein Ziel.
Sie gab mir Trost und Freude viel.
Schwester Lore.

Lore . . . der Hauptmann wurde wiederum nachdenklich.

Ein oft gehörter Name, damals, als sie noch die schneidigen Artilleristen Nr. . . . waren. Damals, als sie noch Freude am Sport und Hofmachen und an tausend kleinen unschuldigen Jugendeseleien hatten.

Aber Loren gab es viel.

Nicht nur die eine, die schöne, verwöhnte Tennis-königin.

Ja, die! Eher würde wohl auf der Cote Lorraine ein Kaffeehaus errichtet werden, als daß . . . die sich die Schwesterhaube mit all ihren Entsagungen und täglich wiederholenden Opfern aufsetzen ließ.

„Und er schlich noch einmal zu dem Freund, um den Zettel, auf welchen er doch kein Recht hatte, zurückzutragen.

Und sah, daß jener noch immer in derselben Lage verharrte. Nur war es ihm, als berührten jetzt dessen Lippen das Holz eines Tennisschlägers.

Etwas wie Angst um den Verstand des sonst so nüchternen Freundes durchzuckte ihn. Plötzlich war er dicht neben ihm und schlug ihn auf die Schulter.

„Winterstein, was treibst du hier?"

Da sahen ihn zwei glückstrahlende, fast ein wenig feuchte Augen an. Und eine bebende Stimme sagte leise:

„Da — sieh mal her. Kennst du den? Es ist ihr Tennisschläger. Ihr Stolz, den sie seinerzeit von keinem auch nur anfassen hätte lassen. Das Geschenk des schwedischen Meisters, mit dem sie ein halbes Dutzend Ehrenpreise errang. Heute schickt sie ihn als Liebesgabe. Schick ihn an mich zur Aushändigung, auf meine Bitte. Verstehst du, was sie damit sagen will?"

Der andere verstand vorläufig nur, daß ein seliger Mensch vor ihm saß und die nunmehr sich selbst entthronte hohende Schöne Tennisköniginnen-herzum, diesmal unsichtbar, zu seiner Herzenskönigin erhob.

„Heinzelmännchen."

Von D. Jünemann.

(Nachdr. verb.)

Auf schmalem Wiesenfade wanderten zwei junge Menschenkinder plaudernd der kleinen Stadt zu, die, ein Bild tiefen Friedens, vor ihnen lag.

Wie ein Feuerball stand die sinkende Sonne hinter den dunklen Bergen, die Abendwolken rosig überhauchend, in Purpur gehüllt lag das stille Tal.

Die Augen der beiden Menschen wurden tiefer bei dem Anblick dieses herrlichen Naturschauspiels; auch auf Elsas Wangen lag ein rosiger Schimmer, ihre Augen strahlten, die goldigen Löckchen zitterten auf der klaren, weißen Stirn. —

„Lebe wohl, Heinz!" Elsa reichte dem Jugendfreunde die schmale Kinderhand.

Sie standen unter den blühenden Obstbäumen im Garten von Elsas Vaterhause, Heinz hatte gar nicht bemerkt, daß sie schon daheim waren.

Die lichten Blütenblättchen rieselten von den Bäumen und verfingen sich in dem flimmernden Blondhaar des Mädchens, wie eine süße, duftige Frühlingsblume erschien sie ihm, das Lächeln ihres roten Mundes machte ihm das Herz höher schlagen.

„Elsa!" bebte seine Stimme, und plötzlich schlang er die Arme um ihre feine Gestalt, und seine heißen, jungen Lippen preßten sich auf den lieblichen Mädchenmund.

„Was fällt dir ein, Heinz?" Ihre Augen flammten.

„Elsa", stammelte er, „ich habe dich so lieb!"

Ihr Zorn war verflogen, sie lachte, ein leises, klingendes Lachen.

„Heinzelmännchen, o du kleines, dummes Heinzelmännchen".

Er kam zur Besinnung. Das Wort Heinzelmännchen traf ihn wie körperlicher Schmerz. So nannten ihn die spottlustigen Kameraden, weil er nur klein und schmächtig war, und vom vielen Lernen ein wenig gebeugt ging. Dieses Wort hatte ihn stets gekränkt, das wußte auch Elsa, und plötzlich wurde ihm klar, daß sie sich über ihn lustig machte.

„Elsa", begehrte er auf, seine Hände umschlossen mit festem Druck ihre feinen Gelenke, aus seinen dunklen Augen sprühte der Zorn, „probiers noch einmal, mich so zu nennen".

„Heinzelmännchen", sagte sie nochmals, und wieder das leise, spottende Lachen, welches ihm das Blut ins Gesicht trieb.

Jäh wandte er sich von ihr, auf seinen Wangen brannte die Röte der Scham, als er mit schnellen Schritten davoneilte. — —

Der Kriegsruf brauste durch die deutschen Lande, das Vaterland rief seine Söhne zu den Waffen, welche seinem Rufe blitzenden Auges folgten.

Große Menschenmassen tuteten durch die Straßen der kleinen Stadt, „Deutschland, Deutschland über alles", erklang es aus allen Kehlen, sie jubelten ihrem Könige zu.

Und dann kam der Abschied des Regiments, unter brausenden Klängen ging es dem Bahnhofe zu, Blumen an Helm und Gewehr, das Auge heil und kühn, voll Tatenlust.

Und ihm folgte nach etlichen Wochen die Schar der ersten Freiwilligen, blutjunge Menschen, welche die Liebe zum Vaterlande zu ernsten Männern machte.

„Ja, Deutschland hoch in Ehren". Die Klänge der Militärmusik füllten die noch so stillen Straßen, und junge, frische Stimmen schmetterten das alte, schöne Vaterlandslied in den anbrechenden Morgen. Da öffnete sich manches Fenster; denn ein jeder wollte den lieben Jungen noch ein „Auf Wiedersehen" zurufen.

Auch Elsa stand am Fenster, das süße Kindergesicht auffallend bleich, sie wußte, daß Heinz heute mit hinauszog. Er hatte ihr kein liebes Abschiedswort gesagt, zu tief hatte sie damals seine Jünglingsehre gekränkt.

Ihr zitterten die Knie, als die Gruppe der feldgrauen fröhlichen Jungen herankam, umringt von Eltern, Geschwistern, Bräuten, ein jeder trug leuchtende Blumen im Knopfloch, auf dem Helm und im Gewehrlauf.

Und dort ging „Heinzelmännchen" mitten unter ihnen, er schien ihr gewachsen, stolz und aufrecht schritt er dahin, seine Stimme klang so hell und froh zwischen den anderen heraus.

Doch plötzlich schwieg er, sein Blick glitt hinauf zum geöffneten Fenster, wo ein weinendes Mädchen stand und mit bangen Augen herniederstarrte.

„Heinz", rang es sich von Elsas Lippen; sie hatte die Sehnsucht in seinen dunklen Augen gelesen, das Stahl der Entschlossenheit seines jungen Gesichtes gesehen.

Ein Schwindel erfaßte das zitternde Mädchen; als es wieder zur Besinnung kam, war die Straße leer, die Klänge der Musik verhallten in der Ferne. — — —

Und dann begann sich das Ruhmesblatt im Buche dieses Weltkrieges mit den ersten Taten unserer tapferen Freiwilligen zu füllen. Soeben am Kampfplatze angekommen, standen sie schon mitten in der Schlacht, mit Todesverachtung stürzten sie sich auf den Feind.

Wohl klang das Weinen mancher Mutter durch die Nacht, aber aus ihren Augen leuchtete der Stolz, der Heldenmut, der da draußen aus den Augen der Jungen blitzte, hier stand er in dem Blick der Alten.

Ueberall jubelte man „Jungdeutschland" zu, das Vaterland durfte stolz sein, auf solche Söhne, voll stolzer Bewunderung sah es in ihnen das Blut ihrer tapferen Väter erwachen.

Auch durch die Reihen der Feinde ging ein unglückliches, stilles Staunen, sie fühlten die unerschütterliche Kraft der jungen Söhne Deutschlands — und sie zitterten davor.

Aus den Jünglingen wurden deutsche Männer, aus den Mädchen deutsche, tapfere Frauen, deren Herzen mit hinausflogen zu den Geliebten und Brüdern, in deren Augen stumme Qual und zugleich jubelnde Siegesfreude stand.

Auch Elsa war gereift in diesen schicksalsschweren Tagen, über ihr junges Herz war jäh die Liebe gekommen zu dem einst so tief gekränkten Jugendfreunde.

Die Verklärung lags auf dem lieblichen Mädchengesicht, aber ihre junge Seele bangte um sein Leben.

Zu Heinzens Mutter eilte sie, sie mußte wissen, wie er die ersten schweren Kämpfe überstanden.

In Hut und Mantel trat ihr dieselbe entgegen. „Heinz ist verwundet, eine Deepesche ruft mich nach Köln". Die Stimme der Frau zitterte vor Aufregung.

„Nehmen Sie mich mit, o, ich bitte Sie darum, ich habe ihn ja so lieb und würde hier schier vor Angst sterben", schluchzte Elsa.

Ein zärtlicher Blick aus den Augen der blonden Frau traf die bebende, kleine Gestalt, sie zog sie an ihre Brust und hauchte einen Kuß auf die reine Stirne. — — —

Durch die stille Nacht fuhren die beiden einsamen Menschen, die bangende Mutter und das weinende Mädchen. Als der Tag heraufkam, brauste der Zug über die große Rheinbrücke, die Sonne brach sich seine Bahn aus wallenden Nebelschleiern, goldige Lichter auf die grünen Fluten versend, in schimmernder Schönheit floß der Rhein.

Die Riesenbahnhof nahm sie in seinen Armen auf. Es verging geraume Zeit, ehe sie sich herausfanden. Dann schritten sie über den Domplatz. Andachtsvoll hingen die Blicke der beiden Frauen an dem mächtigen Kunstwerk, das, seine Türme bis zum Himmel reckend, hoheitsvoll auf die winzigen Menschen herabsah.

Die Elektrische brachte sie zum Krankenhause, wo eine Schwester sie freundlich begrüßte. „Es geht ihm gut, er ist nur etwas schwach von dem großen Blutverluste, aber er durfte ausnahmsweise ein wenig aufstehen".

Elsa zögerte plötzlich, „ich werde warten", flüsterte sie, „geben Sie bitte erst, ich weiß ja gar nicht, ob er mich überhaupt sehen will".

Die blonde Frau verstand, ja, mochten sie allein sein, wenn das Glück ihnen lachen, die Hand reichte, ein Dritter war da entschieden zu viel.

Einige Zeit verging, dann trat die glücklich lächelnde Mutter über die Schwelle, deren Herz zu Gott emporjubelte, weil er ihr das Liebste erhielt.

„Geh hinein, Elsa, er sitzt im Lehnstuhl am Fenster, niemand wird euch stören.

Verwirrt glitt Elsas Blick durch das Zimmer, dort am Fenster saß Heinz, er wandte ihr den Rücken, wußte er nicht, daß sie kam?

„Heinz", stammelte sie; vor ihm niedersinkend, vergrub sie ihren Kopf in seinem Schoß.

„Kleine, liebe Elsa", weich und zärtlich klangen seine Worte, seine Hand glitt liebkosend über das leuchtende Blondhaar.

Da hob sie den tränenfeuchten Blick empor, ihre Augen hafteten lange auf seinem bleichen, jungen Antlitz, eine weiße Binde schlang sich um seine Stirn. Er schien ihr älter, um Jahre hinaus, auf blutiger Walstatt hatte der Ernst des Lebens sein Antlitz gezeichnet, im Kampfe fürs Vaterland war er ein Mann geworden, der seine sorglose Jugend auf Frankreichs Federn begrub.

In stiller Andacht sah das Mädchen zu ihm auf, dann jubelte es plötzlich und seine Hände zitterten nach dem Kreuz mit silbernem Mänchen.

„O, Heinz", murmelte Elsa immer wieder, „nun bist du ja ein Held, ein großer Held geworden".

„Und nicht mehr das kleine, dumme Heinzelmännchen, von dem man sich nicht küssen läßt?" lächelte er.

Die schimmernden Blauungen hob sie zu ihm empor, ihre ganze junge Liebe strahlte ihm daraus entgegen.

„Heinz, verzeih mir", flüsterte sie, „damals als du ohne Abschied von mir gingest in Kampf und Tod, da fühlte ich erst, wie lieb du mir warst".

Er zog sie an sich, ihr Köpfchen ruhte an seiner Brust. „Kleine, mich noch einmal dein kleines dummes Heinzelmännchen", hat er.

Da nannte sie ihn wie einst, aber in ihren Worten lag nichts von verletzendem Spott, sondern von ihren Lippen zitterte es ernst und groß: „Heinzelmännchen, du mein liebes, tapferes Heinzelmännchen!"

Die Hühner von S . . .

Ein Kriegserlebnis von Hans Fitz.

Jetzt ist das ehemals reizende französische Dorf S . . . . .ständig ein Trümmerhaufen, wie alle Ortschaften, die unmittelbar an der Gefechtsfront liegen. Aber damals, im Oktober, als das tapfere Bataillon des . . . ten Regiments dort lag, da war es noch fast unbeschädigt. In den Gärten und an den Fensterfenstern blühten noch feuchtende Blumen, und reife Aepfel und Birnen saßen dick auf den herbstlichen Bäumen. So daß der Herr Bataillonsarzt sich ganze Kisten mit stopfenden Arzneimitteln kommen lassen mußte.

Jeweils nach dem Frühstück, Mittag- und Abendessen schossen die Franzosen einige Schrapnells herüber, die man irgendwo über den Dächern trepieren sah. Die kleinen weißen Wolkenballen hoben sich allerliebst von dem hellblauen Herbsthimmel ab. Der Schaden, den sie anrichteten, glich nicht über ein paar alte Dachziegel hinaus. Die Schützengräben bestanden aus den Holzwegen, die ganz passend am Ortsrand entlang liefen. Da hatten sich die Leute warme Löcher gegraben und mit allem möglichen Hausinventar weich ausgepolstert. Tagsüber konnten sie in den vom Feinde nicht einsehbaren Hohlwegen spazieren gehen. Wenn ein Flieger kam, trat jeder in sein Schutzloch. Mittags marschierten von jedem Zug ein paar Mann mit Kochkesseln ins Dorf zu den Feldküchen, die im Garten eines schloßähnlichen Gebäudes dampften; dort wurden täglich etliche fette Dorfschweine, zarte Kälber und mächtige Ochsen geschlachtet. Von diesen angenehmen Hausieren gab es damals noch eine ziemliche Anzahl. Nicht so war es aber mit den Hühnern. Dieses lebensweise Geschlecht war durch Extraeinlagen im Speiseprogramm der Soldaten so ziemlich ausgestorben. Nur ihrer zehn lebten noch friedlich, brauchtümlich von einem redlichen Hahn, im Hofe des Bataillonsstabsgebäudes.

Der Bataillonshahn hatte in der weisen Erkenntnis, daß Hühner auch Eier legen und dessenungeachtet am Ende doch noch als guter Braten verwendet werden können, diesen Tieren das Leben gelassen. Sie wurden sogar sehr gut gefüttert und erkannten das auch an, indem sie täglich acht bis zehn Eier von sich gaben. Diese Eier bildeten den Stolz des Bataillonsstabes und spielten in der jeweiligen Speisekarte bei Einladungen eine große Rolle. Man sah bei öfteren gastlichen Gelagen von Artillerieoffizieren, wenn sie es plötzlich mit einem Gericht Spiegeleier zu tun bekamen. Da begann der Herr Major sehr behaglich zu schmunzeln und betrachtete am nächsten Tag von seinem Zimmer aus mit um so größerem Stolze seine Hühner, die geschäftig im Hofe herumpickten.

Ich muß noch bemerken, daß sich im Erdgeschoß des Bataillonsstabsgebäudes ein äußerst nett eingerichtetes Zimmerchen befand, daß dem Unteroffizier, der die Fahnenwache hatte, als Wohnung diente. Eines Tages nun wurde dieses Amt dem Unteroffizier der Reserve Fritz S . . . übertragen; der, in seinem bürgerlichen Beruf Kunstmaler, hat durch seine vielen lebhaften Kriegsskizzen verdient gemacht hat. Der freute sich natürlich über das Zimmer; besonders aber sagten ihm das sauberliche Bett und der behagliche Lehnstuhl zu.

Als er einige Stunden nach seinem Einzug mit seiner grünen Zipfelmütze im Lehnstuhl saß, eine dicke Zigarre rauchte und sich die warme Nachmittagsluft auf den Bauch scheinen ließ, trat seiner treu ergebener Putzer G. mit einem Teller, auf dem etwas Braunes, Dampfendes lag, ins Zimmer. Fritz S . . . rückte seine große, runde Brille zurecht und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Was bringst denn da?"

„An brodna Gockel, Herr Unteroffizier."

Fritz S. erhob sich freudig erregt, was selten vorkam.

„Na, wo hast denn den her?"

„Da draußen ist a rumatoffn."

„So . . . o! Geh, schau sei nach, ob net noch mehr rumlaufen. Da, nimm die glei a Hagerl und a Flügerl mit."

Dann machte sich der Herr Unteroffizier frohgemut an die Arbeit.

Am übernächsten Morgen kam die Ordonnanz, die mit dem Amt des Fahnenmanns betraut war, mit der sonderbaren Meldung zum Herrn Bataillonsadjutanten, daß die Hühner diese Nacht keine Eier gelegt hätten. Der Herr Leutnant blickte den Mann durchdringend an und befahl ihm, noch einmal nachzusehen. Er kam mit der gleichen Nachricht wieder.

Als der Herr Major die betrübliche Mitteilung hörte, ließ er einen Einjährigen kommen, der Diplom-Landwirt war. Den fragte er, ob es möglich sei, daß zehn Hühner, die bis jetzt regelmäßig acht bis zehn Eier gelegt hätten, auf einmal keine Eier mehr legten. Der Diplom-Landwirt sagte: Das sei nicht möglich. Jetzt sei im Gegenteil die beste Legezeit und nach ungefähr einem Monat würde das Legen langsam abnehmen. Hier müsse ein anderer Grund vorliegen.

Am nächsten Tag waren wieder keine Eier da. Der ganze Bataillonsstab war erstaunt und entrüstet. Der Herr Major hatte schon den schrecklichen Entschluß gefaßt, ein Huhn nach dem andern abstechen zu lassen, als plötzlich der junge Leutnant ins Zimmer stürzte und ihm und den versammelten Kompagnieführern die erschütternde Meldung brachte, daß der Hahn nicht mehr da sei und daß deshalb auch die Hühner keine Eier mehr legten. Daraufhin ertönte ein allgemein erlöschendes „Ah!!" Nur einer der Herren erlaubte sich die Bemerkung, daß er glaube gehört zu haben, daß die Hühner auch ohne Hahn Eier legen könnten, worauf über diesen vermeintlichen Witz ein recht herzliches Lachen ausbrach.

In den nächsten Tagen, die sich sämtlich durch Eierlosigkeit auszeichneten, ließ der Herr Major durch einen zuverlässigen Mann aus einem weiter rückwärts gelegenen Ort einen Hahn besorgen. Zur selben Zeit, als der Hahn glücklich eintraf, wurde der Unteroffizier d. R. Fritz S . . . von seiner Fahnenwache abgelöst. Er hatte sich bis dahin köstlich gewundert, wieso sein treuer, schlauer Putzer nur immer die vielen frischen Eier brachte.

Der Herr aber, der die Bemerkung damals gemacht hatte, schämte sich wirklich. Denn kaum war der Hahn da, ging das Eierlegen wieder los.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19150926019/fragment/page=0002